



JESSICA
STIRLING

Die MELODIE der WELLEN

Familiensaga

Inhalt

Cover

Weitere Titel der Autorin

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

TEIL I - 1898

- 1 Das Haus auf dem Hügel
- 2 Blick in die Zukunft
- 3 Der Frauenheld
- 4 Ein Sonntag im Park
- 5 Ein Kuss und ein Versprechen

TEIL II - 1901

- 6 Der Coral Strand
- 7 Postkarte aus Portsmouth
- 8 Kapitalfluss
- 9 Ein musikalischer Abend
- 10 Die Weltausstellung
- 11 Der Stapellauf
- 12 Aus Schaden wird nicht jeder klug
- 13 Winterregen

TEIL III - 1906

- 14 Ehealltag
- 15 Große Geschütze
- 16 Der Lauf der Zeit
- 17 Unter Freunden
- 18 Der entscheidende Faktor
- 19 Eine endlose Nacht
- 20 Für immer und ewig
- 21 Das Ende vom Lied

Weitere Titel der Autorin

Die McCulloch-Trilogie

Band 2: Die Stürme des Himmels

Band 3: Die Träume des Windes

Die Patterson-Schwestern

Band 1: Sturm über Schottland

Band 2: Die Schwestern aus Balnesmoor

Band 3: Die Früchte der Erde

Die Highland-Schwestern

Band 1: Die Frauen von der Insel

Band 2: Im Schatten der Stürme

Band 3: Die Insel der Zuversicht

Über dieses Buch

Fesselnder Auftakt der historischen Saga um die Familien Franklin und McCulloch

Glasgow, 1898. Lindsay Franklin ist mit ihren achtzehn Jahren im heiratsfähigen Alter. Als ihr Großvater die Verantwortung für seine Schiffswerft an die nächste Generation weitergeben möchte, ändert sich Lindsays Leben schlagartig. Sie lernt ihren irischen Cousin Owen Forbes McCulloch kennen, der wie sie Anteile an der Firma erhalten hat. Während Lindsay sich ihren neuen Aufgaben im Geschäft stellt, fühlt sie sich von dem attraktiven Cousin immer mehr angezogen. Doch Forbes verbirgt ein Geheimnis. Ist er der Mann ihrer Träume – oder ein skrupelloser Geschäftsmann, der sie ins Unglück stürzt?

»*Die Melodie der Wellen*« ist der erste Band der Trilogie über die Franklins und McCullochs. Ihre Geschichte setzt sich fort in »*Die Stürme des Himmels*« und »*Die Träume des Windes*«.

Über die Autorin

Jessica Stirling ist ein Pseudonym, unter dem Hugh Crauford Rae (1935-2014) erfolgreich Liebesgeschichten und historische Familiensagas veröffentlicht hat. In Glasgow geboren, arbeitete Rae nach der Schule vierzehn Jahre lang in einer Buchhandlung, bevor er sich auf das Schreiben konzentrierte. Als Jessica Stirling hat Rae zunächst zusammen mit der befreundeten Autorin Peggy Coghlan gearbeitet. Nach einigen Jahren zog sich Coghlan altersbedingt zurück, und Rae schrieb fortan mit Coghlands Zustimmung allein unter dem Pseudonym Jessica Stirling weiter. Er war Präsident der Scottish Association of Writers und hat Kurse in Kreativem Schreiben an der Universität Glasgow gegeben. Bis zu seinem Tod am 24. September 2014 hat er über siebzig Romane veröffentlicht, die meisten unter Pseudonymen.

JESSICA STIRLING

MELODIE der WELLEN

Aus dem Englischen von
Cécile G. Lecaux



beHEARTBEAT

Digitale Originalausgabe

»be« – Das eBook-Imprint von Bastei Entertainment

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2004 by Jessica Stirling

Titel der englischen Originalausgabe: »The Piper's Tune«

Originalverlag: Hodder & Stoughton

Für diese Ausgabe:

Copyright © 2007/2019 by Bastei Lübbe AG, Köln

Covergestaltung: Guter Punkt, München | www.guter-punkt.de

unter Verwendung von Motiven

© shutterstock: Luca Quadrio; © Period Images

eBook-Erstellung: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7325-6481-1

www.be-ebooks.de

www.lesejury.de

TEIL I

1898

1

Das Haus auf dem Hügel

Früher einmal hatten die Franklins alle gemeinsam im Haus ihres Großvaters auf dem Harper's Hill gewohnt, aber Ehefrauen, Nachwuchs und der Alterungsprozess, ein Phänomen, das Lindsay noch völlig fremd war, hatten schließlich eine entscheidende Wende herbeigeführt. Paarweise wie die Tiere auf Noahs Arche hatten Owen Franklins Söhne und Töchter das große verschachtelte Haus im Herzen Glasgows verlassen, um sich dem Trend folgend »außerhalb« niederzulassen, wenn auch nicht allzu weit außerhalb, nur etwa eine Meile entfernt in einem der eleganten Reihenhäuser von Brunswick Park im Clyde-Tal.

Der Park an sich war klein und unspektakulär: Es gab weder einen See zum Bootfahren noch eine Curling-Bahn, keinen Musikpavillon und ebenso wenig einen Grünstreifen zum Bowlen. Tatsächlich beschränkte sich die Anlage auf ein paar mickrige Sträucher, ein Blumenbeet, so geheimnisumwittert wie ein Grabhügel, und eine einzelne recht rustikale Sitzbank. Oberhalb lag Brunswick Crescent mit seinen stuckverzierten Fensterstürzen im Erdgeschoss, breiten Fensterstreben und Ziergiebeln, die der ansonsten recht nüchternen Architektur ein wenig Menschlichkeit einhauchten. Die Brüder Franklin waren sofort angetan gewesen von den schmucken Häuschen, nicht zuletzt auch deshalb, weil man von den Fenstern im ersten Stock aus

über den Fluss hinwegblicken und nicht nur die Docks und Molen sehen konnte, sondern dazu auch das Meer von Kaminschlotten, Fabrikdächern und Kirchtürmen am Fuß der kahlen Renfrewshire Hills.

Im letzten Haus des Brunswick Crescent war Anna Lindsay Franklin geboren und aufgewachsen, und eine Zeit lang hatten auch Onkel Donald und Tante Lillas ganz in der Nähe gewohnt, während ihre Tanten Kay und Helen gemeinsam eine Wohnung in einem Sandsteinblock auf der gegenüberliegenden Seite des Parks bezogen hatten.

Im selben Jahr, in dem Lindsays Mutter gestorben war, war jedoch auch Tante Helen schwer erkrankt und ihrem Leiden schon kurze Zeit später erlegen. Lindsays tieftraurige Tante Kay war daraufhin zu ihnen gezogen, um ihrem verwitweten Bruder den Haushalt zu führen und sich um das Neugeborene zu kümmern. Kay hatte jedoch schon kurze Zeit später überraschend geheiratet und war mit ihrem frisch gebackenen Ehemann nach Dublin gezogen, wo sie, wie Onkel Donald es formulierte, irischer wurde als eine ganze Horde von Kobolden und fruchtbarer als Macgillicuddys Ziege. So lebten zehn von Lindsays Cousins und Cousinen, die McCullochs, in der Nähe von Dublin, während ihre sechs schottischen Basen und Vettern alle in Großvaters Haus in Harper's Hill wohnten. Donald und Lillas waren nach Katherines Tod wieder dort eingezogen, zumal Owen, Donalds Vater, sich ganz allein in dem vierstöckigen Gebäude ziemlich verloren gefühlt hatte.

Die Franklins waren eine eingeschworene Gemeinschaft, eine Familie, in der alle sehr liebevoll miteinander umgingen. Lindsay war mit den Mädchen zur Schule gegangen, hatte mit den Jungs auf Partys und Picknicks herumgealbert und alles in allem genauso viel Zeit in Harper's Hill verbracht wie daheim. An jenem tristen Sonntagnachmittag fühlte sie sich jedoch seltsam beklommen, als sie ihren Vater zum Haus ihres Großvaters begleitete, so als spürte sie, dass eine einschneidende

Veränderung bevorstand, die sich auch auf ihr eigenes Leben auswirken würde, ob ihr das nun passte oder nicht.

Sie war im Februar achtzehn geworden und hatte das Fischgrätkorsett, die ausladenden gebauschten Röcke und die gräss-lichen Kämme, die ihre widerspenstige blonde Mähne bändigten, abgelegt. Sogar Vetter Martin, der drei Jahre älter war als sie und ein unverbesserlicher Witzbold, begegnete ihr nun mit einem gewissen Respekt. Natürlich hatten die Jungen sie auch früher schon fraulicher gekleidet gesehen, beispielsweise in Sommerkleidern oder im Tennisdress, aber erst seitdem sie lange schmale Röcke und taillierte kurze Blazer tragen durfte, hatten Martin, Johnny und der kleine Ross erkannt, dass Lindsay kein unverwüstlicher Wildfang mehr war, mit dem man umspringen konnte wie mit einem Kumpel beim Rugby.

Sie war jetzt ausgewachsen und musste sich wohl oder übel damit abfinden, dass sich an ihrer eher bescheidenen Größe nicht mehr viel ändern würde. Ihr Haar hatte sie solcher Art frisiert, dass es trotz der Naturwellen und Korkenzieherlocken an den Schläfen, die sie liebevoll hegte und pflegte, nicht zu aufreizend wirkte. Außerdem hatte Papa ihr einen Hut mit heller Krempe spendiert und dazu Wildlederschuhe mit runder Kappe und halbhohem Absatz, die sie Tante Lillas zufolge ein wenig größer erscheinen ließen, was ihr gut zu Gesicht stand, hatte sie doch die zierliche Gestalt ihrer Mutter geerbt.

Es war ein frischer, trockener Aprilmachmittag. Ganz Glasgow schlenderte die Dumbarton Road entlang oder durch das Kelvingrove-Wäldchen. Arbeiter, Handwerker, Ehefrauen, Liebespaare und Kinder mischten sich unter Sekretäre und Geschäftsleute, ja sogar Fabrikdirektoren und Werfteigner. Die Gentlemen mit Zylinder und elegantem Gehrock und ihre nach der neuesten Mode gekleideten Gattinnen scheuten sich nicht, am Sabbat einige Mußestunden mit ihren Angestellten an der frischen Luft zu teilen.

Lindsays Vater hielt es genauso. Er war eitel und trug meist auch unter der Woche »Sonntagsstaat«, und so war es nicht ungewöhnlich, ihn beim Abendessen im selben Gehrock anzutreffen, den er bereits am Morgen zur Arbeit getragen hatte. Er sagte, er halte es so, weil er ein überzeugter Verfechter der traditionellen Werte sei. Lindsay hingegen argwöhnte, dass ihn die knabenhaften Züge verlegen machten, die er früher sogar versucht hatte, durch einen riesigen Schnauzbart künstlich reifen zu lassen, bis Nanny Cheadle gemeint hatte, er sähe aus wie ein Bandit, woraufhin er die Oberlippe eilig wieder glatt rasiert hatte.

»Guten Tag, Mr. Franklin. Schöner Tag heute, nicht wahr?«

»In der Tat.« Hut ab, eine knappe Verbeugung, nichts Überschwängliches. »Und das ist Ihre wertige Gattin?«

»Wenn sie es nicht wäre, säße ich jetzt ganz schön in der Tinte«, entgegnete der Mann.

»Dann behalten wir das für uns.« Arthur Franklin tippte sich mit dem Finger seitlich an die Nase und zwinkerte der Matrone zu, der die Verblüffung, von einem so feinen Herrn wahrgenommen und angesprochen zu werden, an den glanzlosen braunen Augen abzulesen war. »Auch Ihnen einen wunderschönen guten Tag, Ma'am.«

»G-G-Guten Tag, Mr. F-F-Franklin«, stammelte sie.

Lindsay lächelte ebenfalls; sie konnte sich den Verpflichtungen, die ihre Herkunft mit sich brachte, nicht entziehen, auch wenn sie nur eine Frau war. Ihr Vater hakte sie unter und zog sie mit einer Entschlossenheit, die mehr von Dringlichkeit kündete denn von Ungeduld, in Richtung Springbrunnen, auf die Straße zu, die den Harper's Hill hinaufführte.

»Wer war das?«, fragte Lindsay.

»Ich glaube, er heißt McGregor.«

»Einer deiner Angestellten?«

»Ein Lieferant.«

»Es überrascht mich, dass du ihn erkannt hast.«

»Aber, aber, Lindsay.«

»Ich wollte damit nicht sagen, dass sie alle gleich aussehen«, erklärte Lindsay, »sondern vielmehr, dass sie völlig anders aussehen, wenn sie sich fein anziehen.«

Eilig folgten sie dem ansteigenden Kiesweg hinauf zum Tor. Hinter ihnen reckte sich der Turm der Universität in den blassgrauen Himmel, und weiter vorn waren, optisch seltsam verkürzt, die Villen von Park Circus und Harper's Hill zu sehen. Das Haus ihres Großvaters war vom Kelvingrove aus nicht zu erkennen. Es befand sich etwas abseits, ein paar hundert Meter entfernt von der Lynedoch Street, wo Lindsay zur Schule gegangen war. Sie war mit dem Westen Glasgows so vertraut, dass sie sich blind in dem Gewirr von Plätzen und Reihenhäusern oberhalb des grünen Ufers des Kelvin zurechtgefunden hätte.

»Tag, Mr. Franklin.«

»Tag, Tag.« Arthur verlangsamte den Schritt. »Calder? Ich hatte Sie gar nicht dort sitzen sehen. Bitte entschuldigen Sie, alter Freund, aber ich habe keine Zeit für einen Plausch. Wir sind schon zu spät dran.«

»Ist schon gut, Sir.« Der groß gewachsene Mann lüftete den Hut und verbeugte sich ein wenig ungelenk vor Lindsay. »Miss Lindsay.« Doch ihr Vater zog sie bereits weiter.

»Hättest du nicht wenigstens ein, zwei Minuten erübrigen können?«

»Keine Zeit.«

»Wenn wir es so schrecklich eilig haben, warum hast du dann keine Droschke gerufen?«

»Wir sind gleich da, Liebes. Nur noch ein paar Schritte.«

»Warum sagst du mir nicht, was los ist?«

»Das kann ich nicht«, entgegnete er.

»Du meinst, du *willst* nicht.«

»Ich kann nicht, weil ich es selbst nicht weiß. Eine Überraschung deines Großvaters.«

»Er hat doch nicht Geburtstag, oder?«

»Nein, der ist erst im kommenden Monat.«

Papa half ihr den hohen Bordstein hinauf vom Straßenpflaster auf den Bürgersteig. Er hielt inne, um sich mit dem Leinentaschentuch, das Miss Runciman ihm wie jeden Morgen in die Tasche gesteckt hatte, einen Schweißtropfen von der Stirn zu wischen. Dann steckte er das Taschentuch wieder ein und schaute auf die Uhr. Er setzte die souverän-blasiierte Miene auf, die dem jüngerem Sohn eines erfolgreichen Werftbetreibers angemessen war, und führte seine hübsche Tochter um die Ecke und die Stufen zur imposanten Haustür mit dem schweren Messingklopfer hinauf.

Owen Franklin hatte keinen zweiten Vornamen und besaß auch keinen jener altertümlichen Titel, die sich oft genug zu wahren Zungenbrechern potenzierten. Genau genommen konnte er sich glücklich schätzen, überhaupt einen Namen zu haben, da er als Säugling in Franklin, am Fuß von Penarth Head auf der Kohlenhalde, ausgesetzt worden war.

Er schämte sich seiner bescheidenen Herkunft jedoch ganz und gar nicht. Gern prahlte er mit schwerem walisischen Akzent vor seinen Enkeln damit, dass er wohl nie würde verleugnen können, der Sohn eines Minenarbeiters und eines Fischweibes zu sein, der statt mit Muttermilch mit Meerwasser groß geworden war und sich dann später statt von Brot von Kohlenstaub ernährt hatte. Die traurige Wahrheit aber war, dass er keinen Schimmer hatte, wer seine Eltern gewesen waren. Er war in einem Waisenhaus an der schlammigen Mündung des Ely aufgewachsen und hatte dort gelebt, bis er im Alter von zehn Jahren angefangen hatte zu arbeiten. Wenn man so wie Owen an das Schicksal glaubte, hatte an diesem Punkt

in seinem Leben die Vorsehung eingegriffen und ihn vor einem elenden Dasein an Deck eines Küstenschiffes oder Fischerbootes bewahrt.

Stattdessen ging er bei einem gewissen Hugh Pemberton in die Lehre, der in einer verrauchten kleinen Schmiede am Ufer des Glamorganshire an der Optimierung der Effizienz von Dampfventilen arbeitete. Der junge Owen legte schon in diesem zarten Alter ein solches technisches Geschick an den Tag, dass es beinahe an Genialität grenzte, und eignete sich in den folgenden fünfzehn Jahren zudem ein außergewöhnliches Geschick im Umgang mit Finanzen an. Als Cardiff schließlich zu klein wurde für einen Mann seines Könnens, zog er gen Norden nach Schottland. Sein angespartes Kapital reichte gerade so aus, um sich selbstständig zu machen und sicherzustellen, dass seine Geistesblitze nicht irgendeinem Arbeitgeber Profit brachten, sondern ihm selbst zugute kamen.

Aber erst 1874 wagte Owen den nächsten Schritt und erwarb bei einer Zwangsversteigerung das kleine Unternehmen »Patrick Hagen and Hall«, eine heruntergewirtschaftete Werft zwischen Cotstoun und Whiteinch, wo er mithilfe eines Darlehens der Bank of Scotland Flussschiffe, Fähren und kleine schnelle Dampfbarkassen baute.

Obgleich er fast seine ganze Aufmerksamkeit Stahl und Geld widmete, fand er noch Zeit, sich zu verlieben. Er lernte Katherine Forbes bei einem Konzert kennen, das gemeinschaftlich von der Perthshire Choral Union und der Glasgow Tonic Sol Fa Society organisiert wurde. Mitten während einer an Haydns *Gott erhalte Franz, den Kaiser* angelehnten Komposition mit dem Titel *Gott ist unser Kaiser* erkannte Owen, dass er in Katherine eine Seelenverwandte gefunden hatte. Seine Verliebtheit blieb ihm in den ganzen achtundzwanzig Ehejahren erhalten, und gemeinsam feierten sie die Geburt von fünf Kindern und trauerten um ihre kleine Tochter Mary, die im Alter von

acht Monaten verstarb. Er liebte seine Frau auch dann noch innig, als sie erkrankte und ihm schließlich am Morgen eines sonnigen Maitages genommen wurde, eine Tragödie, die ihn zumindest vorübergehend jeglichen Ehrgeizes beraubte.

»Pappy?«

Lindsay musste sich nicht erst strecken, um ihren Großvater auf die Wange zu küssen, da er kaum größer war als sie selbst. Es schien, als hätte das Alter ihn Stück für Stück schrumpfen lassen, bis er mit seinen Enkeln auf Augenhöhe war und seine Söhne Donald und Arthur sich in seiner Gegenwart endlich wie erwachsene Männer fühlten.

»Was gibt es denn, Pappy? Was ist das für eine Überraschung, die du für uns bereithältst?«

»Geduld, mein Kind, Geduld«, entgegnete Owen Franklin, während Lizzie, die Empfangsdame, Lindsay aus dem Mantel half und diesen zusammen mit dem Hut ihres Vaters in der Kammer unter der imposanten Treppe verstaute. »Was hast du ihr erzählt, Arthur?«

»Wie sollte ich ihr etwas erzählen, wo ich doch selbst nichts weiß?«

»Warum so gereizt, mein Lieber? Ich bitte euch doch nur, etwas Nachsicht zu üben mit einem alten Mann.«

»Welchem alten Mann denn? Du bist doch nicht alt!«

»Vielleicht nicht nach deinen Maßstäben, Arthur, aber das Alter rückt dennoch mit großen Schritten näher.«

Sie befanden sich in der großen Eingangshalle des Herrenhauses, die mit einem riesigen indischen Teppich ausgelegt war, dem Geschenk irgendeines ausländischen Schiffsagenten. Der Teppich rundete das Gesamtbild der Halle mit den Rüstungen, diversen Breitschwertern und Musketen ab, die Owen vor zig Jahren erstanden hatte, als er noch geglaubt hatte, es würde Kath imponieren, wenn er den schottischen Grandseigneur herauskehrte. In anderen Räumen war das Dekor weniger fantasievoll gestaltet und eher maritim gehalten, mit einigen wuchtigen Ölgemälden

holländischer Meister an den Wänden und Vitrinen mit alten Chronometern, Quadranten und Sextanten sowie verschiedenen maßstabgetreuen Modellen von Schiffen der in der Aydon Road angesiedelten Franklin-Werft.

Es gab kein Tageslicht, abgesehen von einem staubigen Strahl, der durch das Buntglasfenster auf dem oberen Treppenabsatz hereinfiel. Lindsay hatte sich oft gefragt, ob es sich ähnlich angefühlt haben mochte, im hölzernen Laderaum eines alten Sklavenschiffes eingesperrt zu sein oder in dem Maschinenraum eines der späteren Stahlschiffe, die vor dreißig Jahren die Atlantikrouten befahren hatten. Irgendwie hatte das Haus ihres Großvaters sie schon immer an ein gestrandetes Schiff erinnert.

Die Tür zum Salon rechts von der Halle war geschlossen. Lindsay fragte sich, wo die ganze Familie stecken mochte. Und wo war Giles, der Butler, der sonst immer gleich zur Stelle war?

Sie musterte ihren Großvater mit einem gewissen Argwohn. Seine runzligen Züge und die wässrigen blauen Augen wirkten nicht bedrohlich, und das verschmitzte leise Lächeln auf den blutleeren Lippen deutete darauf hin, dass es sich um eine angenehme Überraschung handelte oder aber um irgendeine geschäftliche Angelegenheit, die sie nicht persönlich betraf.

»Seid ihr bereit?«

»Nun mach schon, um Himmels willen, Pappy«, stöhnte sein Sohn. »Mach es doch nicht so furchtbar spannend. Öffne die Tür, und zeig endlich her, was sich dahinter versteckt.«

Großvater Franklin gestattete sich noch ein leises Lachen, ehe er wie ein Kind, dem der Schalk im Nacken saß, die Tür Zentimeter für Zentimeter öffnete.

»Himmel!«, rief Lindsays Vater aus. »Das ist ja Kay. Unsere Kay.«

»Das hast du nicht erwartet, nicht wahr, Arthur?«

»Warum hast du mir denn nicht erzählt, dass sie heimkommt?«, zischte Arthur. »Findest du das witzig, Pappy? Ich kann darüber jedenfalls nicht lachen; ich finde das Ganze geschmacklos.«

Lindsay hatte bislang nicht geahnt, dass ihr Vater und ihre nach Irland ausgewanderte Tante verfeindet waren. Sie konnte sich nicht erinnern, aus seinem Mund jemals etwas Negatives über seine Schwester gehört zu haben. Andererseits war, wie ihr erst jetzt richtig bewusst wurde, auch nie die Rede davon gewesen, die McCullochs zu besuchen, wenn er ein bis zwei Mal jährlich geschäftlich in Irland gewesen war. Donald war in den vergangenen Jahren ein, zwei Mal in Dublin gewesen und hatte auch die ganze Zeit schriftlich mit Kay Kontakt gehalten, aber ihr Vater hatte Neuigkeiten immer nur aus zweiter Hand erfahren. Lindsay realisierte, dass sie offenbar nicht über alles Wissenswerte aus der bunten Vergangenheit der Franklins informiert war und sich hinter dieser Familienzusammenführung möglicherweise mehr verbarg, als es auf den ersten Blick den Anschein hatte.

Ihr Vater setzte die arrogante Miene auf, die er für gewöhnlich Schiffsinspektoren oder Vertretern ausländischer Regierungen vorbehielt, eine kühle Herablassung, die Lindsay ganz und gar nicht leiden konnte. »Kay.« Er begrüßte seine Schwester mit einem knappen Wink. Ganz offensichtlich hatte er nicht die Absicht, ihr um den Hals zu fallen oder sie gar zu küssen. »Wie schön, dich wiederzusehen.«

Die Frau saß auf dem Ehrenplatz im repräsentativen Salon, einem Lehnstuhl aus Walnussholz in der Mitte des Raumes. Der Spiegel in dem massiven vergoldeten Rahmen über dem Kamin erweckte auf den ersten Blick den Eindruck, als hielten sich in dem Raum viel mehr Personen auf, als es tatsächlich der Fall war. Lindsay konnte im Spiegel den Hinterkopf ihrer Tante sehen sowie das dunkle Haar des jungen Mannes an ihrer Seite. Er hatte ihr eine

Hand auf die Schulter gelegt, als wollte er sie davon abhalten, zu hastig – oder überhaupt – aufzustehen.

Tante Kay machte jedoch gar keine Anstalten, sich zu erheben. Vielmehr legte sie einen Arm über die knochige Brust, streckte die Rechte aus und gestattete ihrem Bruder, diese zu ergreifen wie eine Opfergabe. Er neigte den Kopf, als wollte er an ihren nackten Fingern riechen, anstatt einen Handkuss anzudeuten.

»Wie ich sehe, hast du immer noch keine Manieren«, bemerkte Kay eisig.

Lindsays Vater trat einen Schritt zurück. »Was soll das heißen?«

»Du kommst wie gewöhnlich zu spät«, entgegnete Tante Kay streng.

»Nur Minuten«, erwiderte Arthur Franklin pikiert. »Nur ein paar Minuten. Wenn eine gewisse Person es für nötig erachtet hätte, mich darüber zu informieren, dass du uns mit deiner Anwesenheit beehrst, hätte ich selbstverständlich alles darangesetzt, pünktlich zu erscheinen.«

»Nun ja, jetzt bist du ja hier.«

»Sieht ganz so aus, ja«, knurrte Arthur.

Er trat zur Seite, um Schutz bei seinem Bruder zu suchen oder Trost bei Tante Lillas, die, ihrem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, belustigt war von dem feindseligen Schlagabtausch zwischen den Geschwistern. Lindsay, die nun ganz allein in der Schusslinie stand, holte tief Luft und stellte sich mit aller Herzlichkeit, die sie aufbringen konnte, der dünnen, etwas schlampig erscheinenden Tante vor, die ihr vor achtzehn Jahren, wenn auch nur kurz, eine Ersatzmutter gewesen war.

»Tante Kay. Ich bin ja so froh, dich endlich einmal kennen zu lernen.«

Die Frau blickte auf, und Lindsay glaubte, in den klaren blassblauen Augen, die alle Sprösslinge Owen Franklins

gemein hatten, einen Funken von Zuneigung aufflackern zu sehen. »Anna?«

»Ich ziehe Lindsay vor.«

»So wurde mir gesagt. Heiland, wie sehr du dich verändert hast! Du warst ein so hässliches Baby. Als die Hebamme dich uns brachte, dachte ich erst, du wärest einer von Mr. Darwins Affen.«

»Ich fürchte, daran kann ich mich nicht erinnern«, meinte Lindsay schlagfertig.

»Ich weiß es noch, als wäre es erst gestern gewesen«, sagte Kay. »Du lagst krähend in meinen Armen, während sie oben ihr Leben aushauchte.«

Lindsay fühlte, wie sie errötete. Ihre Vettern schwiegen verlegen. Onkel Donald räusperte sich. Dann sagte der junge Mann an Kays Seite:

»Es ist noch Zeit genug, um von früher zu erzählen, Mam. Warum machst du uns nicht miteinander bekannt?« Er sprach mit ausgeprägtem irischen Akzent, leise, aber deutlich.

Die tiefen Furchen in Kays Gesicht wirkten schlagartig gemildert, als sie sich ihrem Sohn zuwandte. »Stell dich ihr doch selbst vor, Forbes. Umarme sie, wenn dir der Sinn danach steht.« Sie machte eine wedelnde Handbewegung, als wollte sie ihren Sohn hinter ihrem Sessel hervorscheuchen. »Das ist Annas Tochter. Anna war meine Schwägerin, sie ist damals etwa zur gleichen Zeit gestorben wie meine Schwester Helen. Ihr Vater ist mein zweitältester Bruder.«

Lindsay nahm an, dass er schon früher von ihr gehört hatte. Sie ihrerseits wusste jedenfalls sehr genau, mit wem sie es zu tun hatte: Owen Forbes McCulloch, in dessen Adern walisches, schottisches und irisches Blut floss. Er hatte dunkles Haar, braune Augen und ungewöhnlich lange, dichte Wimpern, um die ihn manche junge Frau beneiden mochte. Und doch hatte er nichts auch nur im Entferntesten Feminines an sich. Er war der bei weitem

bestaussehende Mann, dem Lindsay je begegnet war, und dazu wirkte er nicht die Spur arrogant. Vielmehr legte er ein so lässiges Selbstbewusstsein an den Tag, dass sie kaum glauben konnte, dass er jünger sein sollte als sie selbst. Wenn er mit dem weichen melodischen Akzent seiner Heimat sprach, konnte sie beinahe die üppigen grünen Wiesen der Grafschaft Meath riechen.

Ihre Cousinen Cissie und Mercy hinter ihr kicherten, aber Lindsay registrierte ihre Belustigung nur am Rande. Er umarmte sie nicht. So mutig – oder modern – war er dann doch nicht. Stattdessen beugte er sich vor und reichte Lindsay über die Schulter seiner Mutter hinweg die Hand.

Sie spürte, wie ihr ein leiser Schauer den Rücken hinunterlief, eine Mischung aus Staunen und etwas so Neuem, dass sie es nicht als Verlangen erkannte. Eine Sehnsucht danach, wieder von ihm berührt zu werden, oder genauer noch, sie wünschte, er würde sie gar nicht mehr loslassen.

»Cousine Lindsay«, sagte er leise.

Ebenso leise entgegnete sie: »Vetter Forbes.«

Tom Calder blieb, nachdem sein Arbeitgeber vorbeigegangen war, noch zwanzig Minuten auf der Bank am Brunnen, der Memorial Fountain, sitzen. Die Sonne hatte sich an diesem Tag nicht gezeigt, und kurz nach drei wurde es unangenehm frisch. Die verliebten Pärchen verließen die mit Osterglocken übersäten Hänge, und die Familien zogen sich langsam zurück in Richtung der Mietshäuser an der Finnieston und der Dumbarton Road. Einige fuhren auch mit dem Bus, der sie für einen halben Penny die zwei, drei Meilen nach Whiteinch und Scotstoun brachte. Die Unterarme auf die Knie gestützt, beobachtete Tom, wie sich die Menschenmenge nach und nach lichtete.

Er wirkte nicht lauernd oder gar bedrohlich. Er hatte es nicht auf die jungen Frauen abgesehen, was wohl auch ganz gut war, da etwas an dem groß gewachsenen Mann

mit den verwitterten Zügen die Mädchen abschreckte, die im Park nach einem romantischen Abenteuer suchten. Mit vierunddreißig war er den meisten wohl ohnehin zu alt.

Sein Haar lichtete sich bereits, und die hageren, eingefallenen Züge konnte eigentlich nur eine verzweifelte alte Jungfer anziehend finden. Seine Augen hingegen schauten gleichzeitig durchdringend und abwesend, als wäre das Beste, das man zu bieten hatte, für ihn womöglich noch nicht gut genug. Er erweckte jedoch nicht den Eindruck, deprimiert oder launisch zu sein, sondern wirkte vielmehr gleichgültig, und Gleichgültigkeit war etwas, womit keine Frau, egal, ob jung oder alt, umgehen konnte.

Tom Calder war wie sein Boss verwitwet. Er hatte eine Tochter, Sylvie, die er aus der Not heraus vor einigen Jahren in die Obhut seiner Schwägerin gegeben hatte. Er sah sie vereinbarungsgemäß nur ein bis zwei Mal im Monat, sofern er nicht »rein zufällige« Begegnungen herbeiführte, wenn Florence und ihr Gatte Albert zwischen Sabbatschule und abendlichem Gottesdienst mit Sylvie im Park spazieren gingen. Er wusste, dass er sie verloren hatte und endlich loslassen sollte, aber ein tief verwurzelter Vaterinstinkt hinderte ihn daran. Mit acht war Sylvie sein »kleiner Schatz« gewesen; mit zehn, nach seiner Rückkehr aus Afrika, hatte sie ihm gegenüber immer noch eine gewisse Zuneigung an den Tag gelegt, aber jetzt, mit zwölf Jahren, war sie nicht mehr sein Schatz. Sie war nicht einmal mehr höflich zu ihm, sondern klammerte sich trotzig-abweisend an Florence und Albert, wann immer ihre Wege sich kreuzten.

Reglos wie in Marmor gemeißelt saß Tom da und starrte auf das Radnor-Street-Tor und den Rundweg um das Wasserbecken des Brunnens herum. Wenn Albert bei Sylvie war, war eine Begegnung unwahrscheinlich. Albert war zu gewitzt, um jede Woche denselben Weg zu gehen. Befand sie sich jedoch in Florences Begleitung, standen die Chancen deutlich besser, da Florence aus Gewohnheit und

Fantasielosigkeit heraus jeden Sonntag denselben Weg ging.

Er hörte die Glocke der Universität zur halben Stunde läuten. Diverse Kirchturmglöcken unten im Ort folgten.

Sie waren spät dran oder kamen heute gar nicht. Vielleicht hatte sein Schwager Albert Hartnell ihn ja entdeckt und mit Sylvie einen Bogen beschrieben, um eine Begegnung zu vermeiden. Blicklos starrte er auf den Kiesweg. Und plötzlich waren sie da. Florence, groß und mager in einem strengen Kostüm aus glattem venezianischem Serge, und Sylvie in dem albernen ländlichen Stil, den Florence ihr zugedacht hatte: Schottenrock, beigefarbene Weste mit Matrosenkragen und dazu Haube mit Samttroddeln. Sylvie hatte keine Ähnlichkeit mit ihrer Mutter, einmal abgesehen von dem makellosen Teint. Ihre Haut war so hell und glatt, dass sie an kostbare Seide erinnerte.

Tom stand auf. Er brachte es einfach nicht fertig, Lässigkeit vorzutäuschen. Er war kein guter Schauspieler. Steif und mit schwingenden Armen stakste er auf die beiden Frauen zu. Sylvie kehrte ihm demonstrativ den Rücken zu und blickte angestrengt auf das Meer gezackter Dachgiebel oberhalb des Clyde.

»Was machst *du* denn hier?«, fragte Florence unfreundlich.

»Ich wollte nur etwas frische Luft schnappen, sonst nichts.«

»Weißt du nichts Besseres mit dir anzufangen?«

»Nein. Wie geht es dir, Sylvie? Hast du deine Erkältung überwunden?«

Trotz ihrer Zartheit deutete bislang nichts darauf hin, dass Sylvie wie ihre Mutter an Asthma erkranken könnte, dem Leiden, dem diese schließlich erlegen war. Trotzdem sorgte sich Tom beim geringsten Anzeichen von Schnupfen oder Husten und war in den vergangenen Jahren fast verrückt geworden vor Sorge, wenn verschiedene

Epidemien in der Stadt grassiert und Kinder in unglaublicher Zahl dahingerafft hatten. Inzwischen hatte er jedoch ein wenig mehr Vertrauen in die Konstitution seiner Tochter.

»Sylvie. Antworte deinem Vater.«

»Es geht mir bestens, danke.«

»Deine Erkältung?«

»Die ist überstanden«, entgegnete Florence.

»Wirklich?«, hakte Tom nach. »Ich meine, ist sie wirklich restlos auskuriert?«

»Ja.«

»Und es ist nichts zurückgeblieben?«

»Meinst du, ich wäre mit ihr hier, wenn sie noch krank wäre?«

»Nein, Florence, natürlich nicht.« Tom musterte seine Tochter in der vergeblichen Hoffnung, sie hätte ihm verziehen, womit auch immer er sich ihren Unmut zugezogen hatte. »Was macht die Schule, Liebes? Alles in Ordnung?«

»Ja, danke der Nachfrage.«

Kein »Papa« oder »Vater«, keinerlei Intimität. Tom fragte sich, wann genau diese unüberwindbare Kluft zwischen ihnen entstanden war.

Er hatte sie schon bald nach Dorothys Tod in Florences und Alberts Obhut gegeben. Seine Schwägerin hatte seinerzeit Verständnis dafür gehabt, dass er nicht nur seinen Lebensunterhalt bestreiten, sondern Karriere machen wollte. Sich selbst hatte er wiederum eingeredet, Sylvie bräuchte einen Mutterersatz und ein solides Zuhause, während er selbst ihr nur Dienstboten und Kindermädchen bieten könnte. Florence und Albert hatten Sylvie mit offenen Armen aufgenommen, da sie selbst kinderlos geblieben waren und das kleine Mädchen als Geschenk des Himmels betrachteten. Es wäre unfair, seiner Schwägerin heute vorzuwerfen, dass Sylvie ihr und Albert näher stand als ihrem leiblichen Vater.

»Ich verstehe nicht, warum du das immer wieder tust, Tom.«

»Was denn?«, entgegnete er, immer noch vergeblich bemüht, Sylvies Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

»Du kannst jederzeit bei uns vorbeikommen, das weißt du.«

»Ich fühle mich bei euch aber nicht willkommen. Außerdem seid ihr in letzter Zeit so viel unterwegs, dass ich niemals sicher sein kann ...« Er formulierte den Vorwurf nicht zu Ende.

»Wir sind nie weit weg«, entgegnete Florence. »Nicht wahr, Schatz?«

Sylvie schüttelte den Kopf.

»Wir sind im Dienste des Herrn unterwegs«, fuhr Florence fort. »Ich gehe davon aus, es ist auch in deinem Sinne, wenn wir deine Tochter zu einem gottesfürchtigen, mildtätigen Menschen erziehen?« Entschieden zwang seine Schwägerin das junge Mädchen, sich ihm zuzuwenden. »Da du nun schon einmal hier bist, es gibt da etwas, worüber wir sprechen müssen.«

»Geht es um Geld? Die Schulgebühren vielleicht?«

Die Kosten für Kindererziehung schienen mit jedem Jahr zu steigen. Auf Florences ausdrücklichen Wunsch hin besuchte Sylvie die Park School, und Tom kam für die Gebühren auf, so wie er alles andere bezahlte, was auf Florences akribisch erstellter Liste stand.

»Ich verspüre nicht die geringste Lust, finanzielle Angelegenheiten sonntags in einem öffentlichen Park zu besprechen. Ich wäre dir sehr dankbar, wenn du bis spätestens Donnerstag bei uns vorbeischauen könntest. Dienstag müssten wir ab neun daheim sein und Mittwoch ab acht.«

»Am Mittwoch muss ich zum Chor«, entgegnete Tom.

Sylvie gab einen verächtlichen Grunzlaut von sich, die bislang erste Äußerung, die sie unaufgefordert von sich gab.

»Ist dir eine Chorprobe wichtiger als das Wohl deiner Tochter?«, fragte Florence schnippisch.

»Wir geben ein Konzert«, verteidigte sich Tom. »In der Kathedrale.«

»Ach! Und was singt ihr? Den *Messias*?«

»Nein, eine Osterkantate. Große Chöre zusammen mit verschiedenen Solisten.« Er wagte es, seine Tochter leicht an der Schulter zu berühren. »Warum bittest du Tante Florence nicht, mit dir hinzugehen, Liebes? Ich bin sicher, dass es dir gefallen würde.«

Wieder ein Grunzen, gefolgt von einem verächtlichen Schnauben. Dazu zuckte sie zurück und schüttelte seine Hand ab.

Verblüfft blickte Tom auf sie herab. Zum ersten Mal wurde ihm klar, dass sie verzogen war, ein verwöhnter Fratz, der trotzdem noch die Macht besaß, seine gespielte Gleichgültigkeit so mühelos zu untergraben, wie eine heiße Klinge durch Butter glitt. Es ärgerte ihn, dass sie solche Gewalt über ihn hatte. Einen flüchtigen Moment lang empfand er Sylvie gegenüber weder Liebe noch Schuld, sondern schlicht Verärgerung.

Ohne so recht zu wissen, was er da eigentlich tat, hockte er sich vor sie hin. Sie wollte ihm ausweichen, aber diesmal ließ er nicht zu, dass sie sich ihm entzog, sondern packte sie mit festem Griff bei den Schultern. Seine Hände sahen riesig aus auf dem hellen Baumwollsaamt. Er zwang sie, dicht vor ihm stehen zu bleiben, und schaute in ihre trotzigen grauen Augen.

»Weißt du, wer ich bin?«, fragte er.

Sie antwortete nicht.

»Weißt du, wer ich bin?«, wiederholte er.

Sie nickte.

Was er tat, kam ihm selbst grausam vor, aber es musste sein. »Sag mir, wer ich bin, Sylvie.«

»Du bist mein ... mein ... Vater.«

»Exakt. Und das werde ich auch immer bleiben, ob dir das nun gefällt oder nicht.

»Tom, bitte sei nicht so streng ...«

Er ignorierte seine Schwägerin einfach. »Ich lasse mich nicht behandeln wie einen Vollidioten, weder von dir – schon gar nicht von dir – noch von sonst jemandem. Mag ja sein, dass du mich nicht besonders leiden kannst, Sylvie, aber du wirst mir gegenüber ein Mindestmaß an Respekt und Höflichkeit an den Tag legen, hast du mich verstanden?«

»Ja.« Sylvie schürzte die kleinen niedlichen Lippen, die nun an eine Rosenknospe erinnerten, und machte ein finsternes Gesicht. Sie spürte, dass sie herabgewürdigt worden war, ihrer Macht zumindest teilweise beraubt, aber sie war nicht gewillt, klein beizugeben. Nicht gleich.

»Ja, was?«

»Ja, Papa.«

Tom grinste schief. Wie ein gezackter Riss, der sich durch eine Eisfläche zog. Es war ein kleiner Triumph, in jeder Hinsicht unbedeutend, und doch empfand er seinen Sieg als seltsam euphorisierend, und für einen kurzen Augenblick verdrängte die Freude die innere Leere.

Langsam richtete er sich wieder auf. »So ist es schon besser«, sagte er zufrieden und dann, an Florence gewandt: »Ich bringe den Scheck für das Sommersemester am Dienstag bei euch vorbei.«

»Nach neun, bitte«, erinnerte ihn Florence.

»Nach neun«, bestätigte Tom. »Gibt es sonst noch offene Rechnungen, die ich begleichen müsste?«

»Ich denke, für den Augenblick ist das alles.« Florence zögerte. »Soll ich am Mittwoch mit ihr in die Kathedrale kommen? Wenn es dir so viel bedeutet ...«

»Es bedeutet mir gar nichts. Ich dachte nur, es könnte *ihr* Freude machen.«

»Bedauerlicherweise ist sie gänzlich unmusikalisch.«

»Außerdem habe ich am Mittwoch Missionsunterricht«, wandte Sylvie ein und fügte nach kurzem Zögern hinzu: »Papa.«

Sie versteckte ihr Gesicht nicht länger, sondern blickte zu ihm auf. Sie hatte sich rasch auf seine neue Haltung eingestellt. Widerwillen war von gespielter Scheu abgelöst worden, allerdings aus purem Trotz. Vielleicht war sie ihrer Mutter doch nicht so unähnlich.

»Ich komme mir bald deinen Chor anhören«, fuhr sie fort und stellte sich zu seiner Verblüffung auf die Zehenspitzen, um ihm die blasse Wange zum Kuss hinzuhalten. »Versprochen.«

Tom brauchte einen Moment, um sich von seiner Überraschung zu erholen, dann drückte er die Lippen auf ihre kühle kleine Stirn.

»Auf Wiedersehen, Papa.«

»Auf Wiedersehen, Liebes.« Mehr erleichtert als bedauernd schaute er ihnen nach, als Florence mit seiner Tochter das Radnor-Street-Tor ansteuerte.

Im großen Stil zu speisen war noch nie Pappys Stärke gewesen, was jedoch keinesfalls bedeutete, dass er gutes Essen nicht zu schätzen gewusst hätte. Owen Franklin, seine Söhne, Töchter und Enkelkinder waren mit einem gesunden Appetit gesegnet sowie einer Vorliebe für kulinarische Feinessen, die Köche und Küchenpersonal auf Trab hielten. Nicht selten saßen zwölf Personen an der langen Tafel, und der gesamte Dienstbotenstab einschließlich der kürzlich erst eingestellten umständlichen, zierlichen Empfangsdame war dazu verdonnert, Terrinen, Tabletts und dampfende Schüsseln aus der Küche heraufzutragen.

Das Esszimmer war gewissermaßen Treffpunkt der ganzen Familie. Hier wurde der Reichtum der Franklins auch am deutlichsten sichtbar in Form von Silberbesteck, feinstem Porzellan und kostbaren Tischdecken. Jene, die

sich einbildeten, die Familie näher zu kennen – Börsenmakler, Buchhalter und Anwälte –, behaupteten gern, die Franklins würden in einer Woche für Lebensmittel mehr Geld aufwenden als die Werft im ganzen Monat einbrachte, und dass der maßlose Appetit den gesellschaftlichen Aufstieg gebremst und nicht nur Owen, sondern möglicherweise auch Donald jede Chance auf einen verantwortungsvollen Posten im öffentlichen Dienst genommen hatte. Obgleich das Gerede mehr als nur ein Körnchen Wahrheit enthielt, ließ es außer Acht, dass Owen und seine Söhne die schönen Dinge des Lebens mehr schätzten als Macht, sodass sie weiter ungeniert der feinen Küche und der guten Musik frönten, und das mit einer Leidenschaft, die man in manchen Kreisen als vulgär empfand.

Was diese Snobs von Kay halten würden, die Muscheln mit dem Löffel aß und Hühnchen mit den Fingern, lag auf der Hand. Allerdings wären wohl auch die ranghöchsten Persönlichkeiten beeindruckt gewesen vom redegewandten Forbes, der mit seiner Mischung aus Charme, Killerinstinkt und tadellosen Tischmanieren manchen Adelsspross in den Schatten stellte. Lindsays Cousinen Cissie, Mercy und Pansy waren denn auch so hingerissen von Forbes, dass sie darüber ihre eigene Mahlzeit vernachlässigten, um ihm unaufgefordert Salzstreuer, Pfeffermühle und Senf zu reichen, bis Pappy Owen schließlich eingreifen musste. Er klopfte laut mit dem Steakmesser an seinen Teller und ermahnte die Mädchen mit erhobenem Finger, den armen Jungen doch endlich in Frieden essen zu lassen.

Lindsay war nicht minder beeindruckt von ihrem irischen Vetter. Sie war sehr angetan von seinen Aufmerksamkeiten, die einerseits zu diskret waren, um sarkastische Kommentare Martins oder Johnnys zu provozieren, aber doch deutlich genug, um allseits klar zu machen, dass er, Forbes, sich ihr ebenfalls vom ersten Augenblick an verbunden gefühlt hatte und sie für ihn von

allen weiblichen Wesen am Tisch die Attraktivste war. Sie saßen nebeneinander am Kopfende des Tisches, Onkel Donald und Tante Lillas zwischen ihnen und den anderen Mädchen. Wohl nicht ganz zufällig saßen Kay und Lindsays Vater nebeneinander, und weniger taktvoll als ihre Sprösslinge begannen sie schon bald, sich mit bissigen Kommentaren und Vorwürfen zu traktieren, eine Feindseligkeit, die, wie Lindsay vermutete, auf eine alte Rivalität zwischen den beiden zurückzuführen war.

Lindsay war sich nicht ganz sicher, wie ernst die an den Tag gelegte Animosität gemeint war, bis Forbes sich zu ihr herüberlehnte und ihr zuraunte: »Hunde, die bellen, beißen nicht – das gilt auch für Mama. Viel Lärm um nichts. Sie hat eine scharfe Zunge, ist aber im Innersten eine Seele von Mensch.«

»Ich habe meinen Vater noch nie so hitzig erlebt«, antwortete Lindsay ebenso leise.

»Meinst du nicht, dass ihm das Ganze im Grunde einen Riesenspaß bereitet?«

»Nein. Ich fürchte, die beiden können sich tatsächlich nicht ausstehen.«

»Ach, das glaube ich nicht. Wäre doch schade, wenn sie sich nach all den Jahren immer noch spinnefeind wären, wo ich doch bald einer von euch sein werde.«

»Was meinst du damit, ›einer von uns‹?«

»Ich werde in Glasgow studieren.«

»Tatsächlich?« Lindsay versuchte, sich ihre Freude über diese Neuigkeit nicht anmerken zu lassen. »Und was wirst du studieren?«

»Maschinenbau.«

»Du willst Schiffsbauingenieur werden?«

»Nun, das wird sicher Teil des Lehrstoffes sein, aber ich beabsichtige nicht, zur See zu fahren. Meine Ambitionen gehen über die Position eines Schiffingenieurs hinaus.«

»Und was genau sind deine Ambitionen?«